

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 8

Artikel: Der Grenadier von der Beresina [Fortsetzung]
Autor: Vallotton, Georges
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638225>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Grenadier von der Beresina

Ein historischer Roman von Georges Vallotton

(Deutsch von W. Grossenhacher)

Fortsetzung 7

Auf unserer Seite aber blieb der Morgen völlig still. Unsere Führer waren abgestiegen und durchsuchten mit ihren Fernrohren das Gelände vor uns. Die Soldaten fragten sich, warum man sie in einer solchen Untätigkeit hielt, die ihnen wie ein Mangel an Vertrauen, ja fast als eine Schande vorkam. Wir hatten vor den Feldebefestigungen, die während des Sommers angelegt worden waren, Stellung bezogen. Bisweilen schnarrte eine verirrte Kugel über unsere Köpfe hinweg oder warf vor den Palisaden Erde auf. Dieses Warten erregte uns. Plötzlich, gegen 3 Uhr nachmittags, zogen sich unsere Vorposten im Aufschritt zurück. Eine russische Kolonne brach aus dem Walde vor uns hervor. Andere Truppen rückten der Düna entlang vor. Zugleich eröffnete die rasch abgedeckte Artillerie das Feuer und bedeckte uns mit Geschossen. Ich erinnere mich, daß eine der ersten Kugeln das Pferd des Adjutanten Begos mitten in die Brust traf und noch das Pferd eines andern Offiziers tötete. Nun war die Reihe zum Tanzen an uns! Es scheint, daß Befehl gegeben worden war, man solle die Russen auf unserer Seite bis an die Felbschanzen herankommen lassen, wo sie leicht hätten aufgehalten werden können; aber eine Art unvernünftiger Wut, an der das lange Warten schuld war, auch die Tatsache, daß wir darauf brannten, uns mit dem Feinde zu messen, riß uns unwillkürlich vorwärts. Unsere Regimenter entfalteten sich, und rasch wurde das Feuer auf unserer Front stark. Umsonst kamen Befehle, wir sollten uns zurückziehen: wir waren wie besessen. Uebrigens hatte der Kampf eine solche Ausdehnung angenommen, daß es schwierig gewesen wäre, ihn ohne ernste Gefahr abzubrechen.

Dank der Bodengestaltung litten wir in der ersten Linie weniger als die weiter hinten massierten Reserven. Auf dem Boden ausgestreckt, unter Gebüsch verborgen, unterhielten wir ein beständiges Feuer auf die russischen Schützen uns gegenüber. Rochat und die beiden Berner schossen langsam, wie beim Scheibenschießen, und bis gegen Ende des Nachmittags verlor unsere Abteilung nicht einen Mann. In diesem Augenblick aber verdoppelte sich das Feuer der Russen. Die Kugeln brumnten über uns hinweg oder schlugen mit hartem Klatschen in den Boden. Ich lag in der Schützenlinie und schoß mit den andern. Neben mir lag Domenjoz, auch er noch unverletzt. Im Augenblick aber, da er sich zum Baden etwas aufrichtete, sah ich ihn vornüberfallen und unbeweglich liegen bleiben. Eine Kugel hatte ihm den Kopf durchbohrt. Zugleich ertönte das Signal zum Sturmangriff. Wir mußten folgen und unsere Kameraden — ach, mit vielen anderen! — liegen lassen, um auf die Russen vorzustoßen; die in Unordnung zurückwichen; denn seltsamerweise — das habe ich seither oft beobachtet — hielten sie den Kampf mit blander Waffe nicht aus, sondern traten den Rückzug an, ehe wir sie erreicht hatten. Nach einigen hundert Schritten mußten wir anhalten. Da sah ich den Fahnenführer unseres Regimentes, den Hauptmann Müller, von Kugeln durchbohrt, fallen. Er war ein Offizier von riesenhafter Gestalt, der diesen Angriff mit wahnsinniger Tapferkeit angeführt hatte. Ohne Zögern froh Adjutant Begos unter dem Regelfegen herbei,

um den Adler zu holen, den er dem Leutnant Monney übergab. Im gleichen Augenblick aber bedeckte sich die Ebene mit russischen Reitern. Raum fanden wir Zeit, das Karree zu bilden, und schon brausten sie heran. Das war eine andere Sache als am 16. August! Die Erde erzitterte unter den Hufen der Pferde, und hoch darüber bligten die Säbel in einer Staubwolke. Wir spürten gut genug, daß wir beim geringsten Nachgeben verloren waren. Deshalb hielten wir Schulter an Schulter, die beiden ersten Glieder kniend, mit gekreuzten Bajonetten, während die anderen zwei sich beeilten, zu laden. Wir hatten dieses Manöver auf unserem Marsch durch Deutschland so oft geübt, daß es uns ganz natürlich erschien. Und dann hörten wir hinter uns den alten Obersten Raguetly vom 1. Regiment mit seiner ruhigen Stimme zu uns sagen: „Soldaten, ins Glied! Weichet nicht! Soldaten, haltet fest!“ Das gab den Neuausgehobenen, die uns aus den Depots nachgeschickt worden waren und die heute zum erstenmal im Feuer standen, neuen Mut. Die russischen Dragoner waren nur mehr fünfzig Schritte vor uns, ihr „Hurra!“ machte uns schier taub; aber da schlug die Trommel, und eine furchtbare Salve trachte aus unsern Reihen. Durch den Pulverrauch sah man die Reiter herumwirbeln, um den schwachen Punkt in unserer Front zu erspähen; sie ließen die Pferde steigen, um über unsere Bajonette hinweg eine Bresche schlagen zu können. Aber das Karree hielt stand, immer neue Salven folgten sich, und vor unsern Reihen häuften sich die Kadaver der Pferde. Der Ansturm brach sich an unserem Widerstand, und bald beeilten sich die Russen mit mahelnden Zügeln zu fliehen. Wir benützten den Augenblick der Ruhe, uns langsam zurückzuziehen, das Gesicht dem Feinde zugekehrt. Was uns schier umwarf, das war, daß wir unsere Verwundeten hinter uns lassen mußten. Viele der armen Kerle erhoben sich, als sie uns vorbeigehen sahen, und versuchten, uns zu folgen, auf ihre Gewehre gestützt. Aber die Russen rückten von neuem vor. Wieder mußten wir Front machen und das gleiche Manöver wiederholen, um dann, sobald der Feind abgeschlagen war, uns weiter zurückzuziehen. So waren wir, immer preisgegeben und sozusagen nur Schritt für Schritt den Boden preisgebend, endlich wieder zu unserem Ausgangspunkt am Fuße der Befestigungen zurückgekehrt. Da aber änderte sich die Art des Kampfes. Das 3. Regiment, das zu Beginn des Tages auf der äußersten Rechten der Armee stand, kam eben nach einem Gewaltmarsch an. Es hatte die Stadt durchquert und unterwegs noch das 4. Regiment unter Oberst d'Alfry aufgenommen, und nun standen die beiden Regimenter auf den Bastionen, gerade als wir, vom Kampf erschöpft, und mit mehr als zur Hälfte verminderten Beständen, am Ende unserer Kräfte waren. Von der Höhe der Schanzen herab trachte ohne Unterbruch das Kottenfeuer über unsere Köpfe hinweg zerfegend in die Russen hinein. Französische Batterien auf dem linken Ufer der Düna, die bisher, aus Furcht, uns selber zu treffen, das Feuer nicht hatten eröffnen können, überschütteten nun die Russen mit Geschossen und hielten sie auf einen Schlag an.

Während dieses furchtbaren Gemekels war der Abend ge-

kommen, und durch den Pulverdampf, der wie ein zäher Nebel über allem lag, sah man die Infanteriemassen zurückstufen, während die Geschützkegel blutige Gassen in sie rissen. Dank der Festigkeit unserer Regimenter war der an Zahl weit überlegene Feind aufgehalten und zurückgeworfen worden. Jeder hatte seine Pflicht getan. Traurig machten uns indessen unsere Verwundeten, die wir ohne Hilfe dort hinten lassen mußten und deren herzerreißende Schreie nun hörbar wurden, nachdem der Schlachtenlärm aufgehört hatte. In der Nacht anerbieten sich deshalb viele Freiwillige, sie zurückzuholen. Ich ging mit ihnen. Ich wußte die Stelle, wo Domenjoz gefallen war, und ich fand sie leicht wieder. Er war schon kalt. Ganz nahe bei ihm, als ob der Tod die im Leben unzertrennlich gewesenen Kameraden hätte vereinigen wollen, fand ich auch Mayor, beim Vorstoß von einem Säbelhieb getötet. Rings um uns lag ein Haufen von Menschen- und Pferdeleichen. Man hörte das Röcheln der Sterbenden, das Seufzen der Verwundeten, und wir beeilten uns, sie fortzutragen. Unsere Toten mußten wir liegen lassen.

Als wir zurückkamen, tauchte gerade ein blutroter Mond über die Herbstnebel auf, die die Flußufer einhüllten. Ein gewaltiger Lärm von marschierenden Kolonnen, von Hufeclappern der Pferde, vom Rumpeln der Artillerie erfüllte das Tal.

Marshall Saint-Cyr hatte Befehl gegeben, Polokt zu räumen.

Der Brand von Polokt.

Diese Nacht vom 18. zum 19. Oktober ist mir vor so vielen andern wie das Andenken an ein furchtbares Alpdrücken im Gedächtnis eingegraben. Wir hatten uns am 17. gegen die Russen Wittgensteins geschlagen, die viel zahlreicher waren als wir. Am 18. hatten wir dem Feind genugsam widerstanden, um ihn aufzuhalten und seinen Schwung zu brechen. Da ich die Ufer des Flusses, die ich so oft durchstreift hatte, genau kannte, hatte ich meine kleine Schar zurückgebracht. Ach, sie war stark verkleinert! Außer Mayor und Domenjoz, die dort hinten geblieben waren, fehlten die beiden Berner, zwei ausgezeichnete Soldaten, aber unverbesserliche Marodeure. Während des Rückzuges hatten sie sich an die Häuser jenseits der Schlucht herangemacht, in der Hoffnung, dort einige Lebensmittel zu finden, und sie waren nicht mehr zurückgekommen. Ich habe sie nie mehr gesehen.

Gegen die Brücke über die Düna zu erhob sich ein dumpfes, nicht mehr endendes Grollen und Rumpeln. Man nückte die Nacht aus, um im Schutze der Dunkelheit die Stadt zu räumen, und es war Befehl gegeben worden, mit dem Fuhrpark der Armee zu beginnen, mit den Leichtverwundeten und Genesenden, die noch marschfähig waren. Da ich zu dem gerade am Brückenkopf versammelten Regiment gestoßen war, wohnte ich von da aus diesem Vorbeimarsch bei. Man hätte glauben können, es wäre ein Heer von Krüppeln und Bettlern. Einige dieser armen Teufel waren schon außer Atem und erschöpft vom kurzen Marsch vom Kloster, das ihnen als Spital gedient hatte, bis zum Flußufer. Andere wieder kamen gebeugt und sich auf Stöcke stützend daher, wie kleine Greise; ohne aufzublicken zogen sie vorbei wie Traumwandler, sie standen still im Wellengang des Gewühls. Sie hatten keine Waffen mehr, nichts, was an Soldaten erinnerte, nicht einmal mehr die Uniformen, sondern sie waren mehr bedeckt als bekleidet von unwahrscheinlichen Lumpen. Mir zog sich das Herz zusammen beim Anblick all dieses Elends. Immerhin hatte ich den Trost — wenn dies einer ist —, daß ich wenigstens Schweizer in der Menge sah. Ich hätte sie an ihren roten Röcken erkannt. Wir hatten viele Leute im Regiment durch das Feuer verloren; aber widerstandsfähiger, vielleicht auch mähiger als die Bayern, hatten wir viel weniger Kranke gehabt als sie. Wir waren vor allem weit weniger als sie von der Dysenterie befallen worden, die im Ansturm in ihren Reihen furchtbar gewüthet und Polokt in ein wahres Beinhaus verwandelt hatte. Der Zug strömte vorbei in der Nacht, und

das ununterbrochene Getrappel der Menge machte uns endlich schläfrig. Manche Soldaten, die erschöpft waren von den beiden Kampftagen, an denen wir nicht einen Augenblick Ruhe gefunden, hatten sich auf den Boden ausgestreckt und schliefen bereits tief und fest.

Plötzlich wurde die im Halbdunkel schon so tragische Szene durch einen mächtigen Schein erleuchtet. Infolge eines verfrüht ausgeführten Befehls war an das Lager von Ganzelowo Feuer gelegt worden, und unsere schönen Hütten, die wir mit so viel Sorgfalt aufgebaut und in denen wir, umbesorgt über die Zukunft, die schönsten Augenblicke des traurigen Feldzuges verbracht hatten, brannten nun in der Nacht. Man sah die ungeheuren Flammen den Horizont röten, und das Feuer spiegelte sich in roten Flecken in den Wassern des Flusses und erhellte nun das Defilee der unaufhörlich vor uns vorbeiziehenden Menge.

Aber diese unzeitige Feuersbrunst hatte leider auch den Feind geweckt. Dem Knattern der Flammen antworteten bald vereinzelte Schüsse, dann ganze Salven. Dann mischten sich auch die Stimmen der Kanonen hinein, und die Kugeln spritzten rings um die Brücke ins Wasser und warfen gewaltige Springbrunnen, rot wie Blut, in die Höhe. Die armen Teufel, die vorüberzogen, zitterten vor Angst, beschleunigten die Schritte und rissen ihre letzten Kräfte zusammen, um rascher dieser Hölle zu entfliehen. Ich sah, wie sie den Kopf umwandten nach der Stadt und dabei in ihrer Verzweiflung jene anstießen, die vor ihnen gingen, in anstrengender Hast, das bißchen Leben zu retten, das ihnen noch geblieben war.

Aber ich hatte keine Zeit, mich bei diesem Schauspiel aufzuhalten. Es kam Befehl, wir sollten die Wälle der Stadt besetzen und sie vor dem Feind halten, bis sich die ganze Armee südlich der Düna zurückgezogen hätte. Die Wälle! Glücklicherweise kannten wir sie gründlich genug, hatten wir sie doch ganz mit eigenen Händen gebaut. Wie manches liebe Mal hatten wir doch auf ihnen das Zapfenpiel gemacht; oder wir waren auch nur herumgebummelt, um von dort oben die endlosen Sonnenuntergänge über den Fluß zu bestaunen. Die Feuersbrunst im Lager führte uns durch die Gassen hindurch, und binnen kurzem waren wir auf unsern Posten auf den Bastionen.

Hinter uns dauerte der Lärm weiter an. Nach den Verwundeten und dem Fuhrpark der Armee hörte man nun die schweren Geschütze dahinrollen. Die Pferde bäumten sich oft auf und wieherten aus Schreck vor den Flammen; dann wieder schwiegen ihre Stimmen und verschmolzen mit dem gewaltigen Lärm, der die Nacht erfüllte.

Das Gewehrgeknatter rings um uns nahm zu. Die Feuersbrunst im Lager hatte wenigstens die feindliche Infanterie, die in den Wäldern rings um Ganzelowo wimmelte, etwas aufgehalten. Nun aber, da die Baracken zu fliehenden Kohlenmeilern zusammenkrachten, schoben sich die Russen überall durch und wurden sich besser klar darüber, was eigentlich geschah. Sie verfielen über dreimal mehr Soldaten als unsere Bestände zählten; sie konnten die Lücken, die unser Feuer in ihre Reihen riß, aus den Reserven ausfüllen. So warfen sie sich mit wildem Geheul auf die Holzpalisaden, die unsere Bastionen umgaben, in der Erwartung, die von ihren Verteidigern aufgegebenen Stadt leicht nehmen und dann die im vollen Rückzug begriffene kleine französische Armee vernichten zu können.

All dies hatte auch der letzte Soldat bei uns begriffen, und dieser Gedanke erfüllte uns mit Mut.

Aber wir hielten uns zurück. Hinter der Brustwehr verborgen wie auf dem Anstand, blieben wir unbeweglich. Wir hatten Befehl, zu warten, bis der Feind ganz nahe heranaekommen war und erst zu schießen, wenn wir sicher treffen würden. Die Hurra-Rufe kamen immer näher. Man unterschied jetzt Gruppen, die den Hang herunterkamen, und die hohen Mäuren der russischen Grenadiere schwankten daher und hoben sich wie schwarze Kronen ab von der Helligkeit des Lagers, das immer noch

brannte. Auf unserer Seite war alles still. Man hätte glauben können, die mit Soldaten gespickten Bastionen wären tot.

Die Russen waren bis an den Graben herangekommen, in dem unsere Tambouren so oft geübt hatten unter dem väterlichen Auge des dicken Tambourmajors, der ein paar Wochen später in Wilna gestorben ist. Hier wurden sie von der Barrikade, die den Graben einsäumte, aufgehalten, und man hörte sie in ihrer barbarischen Sprache reden. Ein paar kletterten hinüber und reichten dann ihren Kameraden helfend die Hand. Hinter ihnen wurde die Menge immer dichter. In diesem Augenblick ertönte auf unserer Seite das Signal und eine furchtbare Salve krachte los, die die Bastionen wie mit einer Feuerlinie frönte, aus der ununterbrochen die Gewehre knatterten.

Ich schoß wie die andern, und der Pulverdampf berauschte mich. Die Wirkung des Feuers, dessen Ziel sozusagen vor dem Blinken stand, war furchtbar. Am Fuße der Palisaden hörte man die Schreie der Russen, die von ihren Offizieren mit geschwungenem Degen vorgetrieben wurden und die in ganzen Trauben fielen. Die vordersten konnten nicht zurückweichen, weil sie von den andern, die in immer neuen Massen aus den Wäldern hervorbrachen, aufgehalten wurden. Wir hätten uns noch lange halten und sie zusammenschießen können; aber nun wurde die Kanonade furchtlich. Die Kugeln schnarrten über unsere Köpfe hinweg. Die Russen ließen Bomben in die Stadt regnen, und bald brachen da und dort in den fast völlig aus Holz gebauten Häuserreihen Brände aus.

Die Feuerröte aus unserem Lager, das dort oben weiterbrannte, wurde nun verstärkt durch die der flammenden Häuser, die einen gewaltigen Meiler bildeten und deren Flammenzungen bis zu uns hinauf reichten. Dennoch mußten wir uns halten, trotz des Feuers vom Feind und trotz der Feuersbrunst, um den letzten Truppen die Zeit zu geben, Polokt zu räumen.

Gegen drei Uhr morgens kam indessen der Befehl, nun unsererseits den Rückzug anzutreten. Wir glitten zwischen den noch unverfehrten Häusergruppen hindurch, um den Sammelplatz unseres Regiments vor dem Kloster zu erreichen. Der ziemlich weite Platz hatte durch seine Leere dem allgemeinen Brand Halt geboten, und das Südquartier der Düna entlang war vom Feuer noch nicht erreicht worden. Oberst d'Ussry, der Platzkommandant, hielt zu Pferde so ruhig in der allgemeinen Gefahr, daß seine Ruhe sich rings um ihn verbreitete und uns bezwang. Immerhin singen nun auch die Holzhäuser uns gegenüber, links und rechts vom Kloster, zu brennen an, und bald bildeten die Giebel, die mit einemmal aufflammten, und die Balken, die sich schwarz abzeichneten, sich krümmten und dann in einem wahren Sternregen zusammenbrachten, ein ganzes Feuermeer. Halbbekleidet, glitten die unglücklichen Bewohner den Mauern entlang, um den Fluß zu gewinnen.

Aber die hoch in die Nacht aufsteigenden Flammen und die ägenden Rauchwirbel, die vom Wind herumgetrieben wurden bildeten für uns einen neuen, lebendigen Schutzwall. Sie hinderten die Russen am Vordringen, und es ging lange, bis wir wieder ihre Hurrarufe in den auf uns zuführenden Straßen hörten.

Die augenblickliche Ruhe ausnützend, zogen wir uns langsam zurück, um nun selber auch die Düna zu erreichen. Nur unsere Toten ließen wir zurück, sonst niemanden. In diesem Moment wurde das Geschrei der Russen, die merkten, daß ihnen die Beute entwich, geradezu erschreckend. Wie die Teufel brachen sie zwischen den Gluthaufen hervor und überquerten in geschlossenen Trupps den Platz, den wir eben verlassen hatten. Aber das Bataillon Bleuler, das die letzte Nachhut bildete und im Schutz der Dunkelheit stand, während die Russen im vollen Licht vorrückten, empfing die Massen mit einem derart mörderischen Rottenfeuer, daß die Verfolgung für einen Augenblick völlig aufgehalten wurde, so daß wir ohne Verluste bis zur Brücke gelangen konnten. Wir mußten uns beeilen und zum dritten Male die Feuersbrunst ausnützen, die nun auch die Häuser am Fluß entlang ergriffen hatte und so einen Feuervorhang

bildete, der es uns erlaubte, geschützt vor den feindlichen Kugeln das andere Ufer zu erreichen. Die Brücke war schon halb zerstört. Wir mußten einer hinter dem andern darüberturnen, rittlings auf den noch haltenden Balken reitend, immer verfolgt von Russen, die wir hinter uns spürten und die von überall her in die fast völlig zerstörte Stadt eindringen. Ihre Massen häuften sich an unter betäubendem Geschrei und wieder begannen die Schüsse zu krachen.

Noch sehe ich vor mir das Beispiel ruhigen Heldennutes, das uns in diesem Augenblick der Kommandant Bleuler gab. Er war als letzter auf dem linken Ufer zurückgeblieben, um sicher zu sein, daß alle Leute seines Bataillons gerettet seien. Als er die letzten Soldaten vorbeiziehen sah, selber aber nicht daran denken konnte, zu Pferd über die halb zerstörte Brücke zu reiten, auf die nun überdies noch die Russen ihr Feuer konzentrierten, ritt er ruhig ans Flußufer hinab und warf sich tapfer in den Fluß. Aber er war bemerkt worden. Bald machten die Kugeln das Wasser um ihn her aufspritzen. Eine traf sein Pferd, und dieses wurde vom Strom mitgerissen. Keuchend sahen wir dem Drama zu, das sich vor unsern Augen abspielte. Wir konnten dem Kommandanten nicht helfen und hielten ihn für verloren. Aber ohne seine Kaltblütigkeit auch nur einen Augenblick zu verlieren, schwamm dieser weiter und gewann das rettende Ufer. (Historisch.)

Die Unbeugsamkeit solcher Männer in den Gefahren aller Art hatte etwas Außergewöhnliches. Es brauchte übrigens schon solche gestählte Charaktermenschen, um alles Elend dieses Feldzuges überstehen und das Leben daraus retten zu können.

Hinter uns brannte die Stadt nieder. Der Fluß spiegelte den flammenden Himmel und schien Fluten von Blut dahinzuzuwälzen. Bald kehrten wir Polokt den Rücken zu und drangen vor in der Nacht. Als die fahle Morgenröte über der trostlosen Gegend mit ihren dunklen Wäldern aufging, in denen alles uns feindlich erschien, konnten wir uns endlich klar werden über die Lücken, die in den zwei Kampftagen in unsere Reihen gerissen worden waren. Ich habe schon gesagt, daß Mayor und Domenjoz, mit denen wir eine kleine Familie gebildet hatten, nicht mehr da waren. Nun war es also zu Ende mit den langen Plauderstunden am Abend vor unserer Feldhütte, in denen wir das Andenken an die ferne Heimat heraufbeschworen hatten, an die mit Reben bedeckten Hänge der Ladaur, von denen sie mir mit so viel Liebe gesprochen und die ich erst lange nachher, bei meiner Heimkehr, kennen gelernt habe, damals, als ich bei ihren alten Eltern dort unten war, die immer noch hofften und die mich wie einen Sohn aufgenommen haben, weil ich ihnen von ihren Kindern sprach, deren Kamerad ich gewesen war.

Aber das Soldatenleben ist so eingerichtet, daß man die schlimmen Zeiten rasch vergißt, um sich an die Hoffnung auf schönere Dinge anzuklammern. Man ist unter Kameraden. Man teilt die gleichen Gefahren, aber auch die gleichen Hoffnungen. Vor allem aber ist man verbunden durch jene Brüderlichkeit, die erst mit dem Tode erlischt und die man nirgends sonst so tief wiederfindet. Wenn man überdies noch Vertrauen in die Führer hat, dann geht man vorwärts, unbesorgt über die Zukunft, weil man ja nicht allein ist, sondern weil im Gegenteil alle vom gleichen Willen beseelt sind.

Der Marsch nach Borissow.

Wir verließen das verbrannte Polokt. Wir hatten darin ohne Ruhm gelitten, fern von allen, sozusagen verloren in diesem kleinen Ort, wo alles uns so fremd war, daß wir nach zweimonatigem Aufenthalt nicht einen einzigen Freund oder Bekannten unter der Bevöllerung gefunden hatten, mit Ausnahme der Juden, die von ihrem Durst nach Geschäft und Verdienst angezogen worden waren. Und wie sich nun die bleiche Oktobersonne über die magern Birkenwäldchen erhob, da hatte das Regiment schon wieder seine gewohnte Haltung zurückgefunden — so groß ist eben beim Soldaten die Fähigkeit, zu vergessen.

Fortsetzung folgt.